

Der Grübler

KUNST Fragezeichen waren
Gian Gianotti schon immer
lieber als Ausrufezeichen.

von Luca Miozzari



Zwischen den Treppen im Kammgarn-Westflügel hängen lange, beige Fahnen aus Stoff. Sie waren Teil einer Theaterinszenierung in der Munot-Kasematte vor über 20 Jahren. Er habe sie wieder hervorgeholt und aufgehängt, um den Besuchenden das mühsame Treppensteigen etwas einfacher zu machen, sagt Gian Gianotti, der damalige Regisseur. Er hat für einen Monat das dritte Stockwerk der Kammgarn West gemietet. Als temporäres Atelier und als Ausstellungsraum für seine grossformatigen, abstrakten Ölgemälde.

Zur Vernissage kommen etwa hundert Menschen. Gianotti hält eine kurze Ansprache, dann überlässt er die Bühne dem Klarinettenisten Clot Buchli, der kreuz und quer durch die Halle geht und Klänge spielt, die mindestens so abstrakt sind wie die Bilder an den Wänden. Das Publikum steht immer noch in einer Traube neben dem Eingang. Ist das jetzt der Moment, sich die Bilder anzuschauen? Von Gianotti kommt keine Anweisung. Er steht etwas abseits und beobachtet, wie der erste wagt, sich von der Gruppe zu lösen, dann ein weiterer, bis die ganze Halle in Bewegung ist. Gianotti lächelt.

Ist das sein eigenes kleines soziales Experiment? Sind die Zuschauer, ohne es zu wissen, eigentlich seine Schauspieler?

Wer mit Gian Gianotti Zeit verbringt, durch seine Ausstellung wandert, wer mit ehemaligen und aktuellen Weggefährten spricht und seine Texte liest, der weiss: Zufällig ist an dem, was er tut, jedenfalls sicher nichts.

Auf der Suche, aber wonach?

«Ich bin gerne in grossen Räumen, in der Freiheit», sagt Gianotti, als die AZ ihn ein paar Tage darauf noch einmal in seinem neuen Reich besucht. Die Ausstellung hat geöffnet, doch noch sind keine Besucher da. Durch die Fensterfront dringt die Morgensonne, an einem kleinen Tisch serviert Gianotti Orangensaft. Der Boden der ehemaligen Fabrikhalle mit seinen Kratzern und Flecken gefalle ihm besonders gut, sagt er. Sie erinnere ihn an «Elefantahaut». Am liebsten würde er gleich hier einziehen. «Hier hinten ein Bett, vorne eine Dusche, und dann mit dem Velo hin- und herfahren.»

Aufgewachsen ist Gianotti in ganz kleinen Räumen. Er war das vierte von sieben Kindern im Bergell der 50er-Jahre, umgeben von hohen Gipfeln und Schneemassen. Sein Vater war Sekundarlehrer und begeisterter Laientheaterspieler und -regisseur. Der junge Gian teilte diese Leidenschaft. Während seiner Schulzeit habe er bei 18 Inszenierungen mitgemacht, sagt er. Wilhelm Tell habe er gespielt, Benedikt Fontana oder den Bergeller Nationalepos «La Stria» («Die Hexe»).

Nachdem der Vater früh verstorben war, zog Gianotti mit 16 Jahren in die Stadt, nach Chur. Er schlug wiederum den Weg des Vaters ein, absolvierte das Lehrerseminar. Dem Militärdienst entging er durch vom Arzt bestätigte Rückenprobleme, von denen er später aber nicht mehr viel bemerkt habe (schelmisches Lächeln). Dann zog er nach Zürich, studierte ein paar Semester Germanistik und Psychologie. Er schloss nicht ab, sondern brach auf in wiederum grössere Räume. In eine Theaterkarriere, mit Regieassistenzen bei Peter Stein in Berlin, bei Giorgio Strehler in Mailand und bei Peter Brook in Paris.

«Gian war ein Suchender, und er ist es auch heute noch», sagt der Churer Maler und Bildhauer Robert Indermaur. Er lernte Gianotti am Lehrerseminar kennen. Später, als dieser Mitte der 70er-Jahre von seiner Tour durch die grossen europäischen Theaterhäuser zurückkehrte, gründeten sie zusammen ein eigenes kleines Theater, die «Klibühni Schnidrzunft». Es gibt sie heute noch, genauso wie die Freundschaft der beiden.

Gianotti habe sich damals nicht gross für Malerei interessiert, sagt Indermaur. Ausser es sei um Bühnenbilder gegangen.

«Er war sehr offen, hat alles um ihn herum aufgesogen. Gleichzeitig war er ein nachdenklicher Mensch, der sich nichts einfach machte. Gian liebt es, sich mit Gedanken selbst herauszufordern, alles genau abzuwägen. Er ist ein ästhetischer Grübler.»

Für Ernst Jäggli, den heutigen Leiter des Stadttheaters Langenthal, war

Gianotti eine Art Mentor. «Als wir zusammen beim Theater Winterthur waren, er als künstlerischer und ich als Gesamtleiter, hatten wir oft sehr intensive und tiefgründige Gespräche», sagt er. Gianotti habe hohe Ansprüche an seine Arbeit gehabt, ästhetisch und inhaltlich. «Ich kann mich erinnern, wenn wir Publikumsgespräche führten, musste er vorher jeweils die Stühle herumschieben, bis es für ihn passte und der Raum Sinn ergab. Bei den Bühnenbildern war es natürlich genauso.»

Im Umgang mit Schauspielern scheint der Perfektionist Gianotti etwas nachsichtiger und subtiler gewesen zu sein. So erzählt es zumindest Heinrich Pestalozzi aus Neunkirch. Als Gianotti 1998 die Wilhelm-Tell-Geschichte zu einer Tragödie umschrieb (Tell erschiesset seinen Sohn mit der Armbrust) und in der Stahlgiesserei zur Aufführung brachte, stand Pestalozzi als Vater von Wilhelm auf der Bühne. «Er war ein ausgezeichnete Regisseur, sehr bestimmt aber nie dominant, sondern ganz sachte», sagt er. Gianotti habe Fragen gestellt, beobachtet, versucht, die Menschen hinter den Schauspielern kennenzulernen.

Diese Methode hat er später auf die Malerei übertragen.

Wie überzeugt man Farben?

Wenn Gian Gianotti etwas tut, dann tut er es mit einer Intensität, die nicht mehr viel Platz für anderes lässt. Als er 2010 nach zehn Jahren als künstlerischer Leiter des Theaters Winterthur in Pension gegangen sei, habe er ein Jahr gebraucht um wieder richtig schlafen zu können, sagt er an diesem Morgen beim zweiten Glas Orangensaft. Dann habe er begonnen, sich im Luftschutzbunker unter dem Haus in Neunkirch, das er seit 1995 zusammen mit seiner Frau bewohnt, ein Atelier einzurichten.

In diesem Bunker, sechs mal sechs Meter mit einem kleinen Oberlicht, sind im vergangenen Jahrzehnt all die Bilder entstanden, von denen heute ein Teil in der Kammgarn West hängt. «Farben sind sehr ruhige Schauspieler. Sie sind relativ einfach zu überzeugen», sagt er. Meist schmiert er sie zuerst auf Farbpaletten, um sie kennenzulernen und zu schauen, wie sie zusammenspielen. Dann lässt er sie eintrocknen, legt sie weg, holt eine bereits beschmierte hervor, beschmiert eine neue. Er habe bestimmt 50 Stück. So beginnen die meisten seiner Bilder.

Es ist wie damals im Theater: Was auf der Bühne geschieht, muss echt sein und nicht nur dem Charakter der Rollen entsprechen. Sondern vor allem dem Charakter der Schauspieler.

«Ich vergesse alles, sogar das Essen und Trinken. Zeit spielt keine Rolle mehr, nur die Energie.»

«Ich bin enorm dankbar für Ölfarben. Weil sie sehr langsam trocknen kann ich sie immer wieder schmieren und formen», sagt er. Irgendwann hole er das Bild dann aus dem Keller und stelle es in die Sonne. «Ein Bild muss für mich sowohl im Kunstlicht wie auch im Tageslicht funktionieren. Sonst ist etwas daran nicht ganz.» Dann heisst es: weiter schmieren.

Und genau wie früher im Theater könne er sich komplett in seinem Werk verlieren. «Ich vergesse dann alles, sogar das Essen und Trinken. Zeit spielt keine Rolle mehr, nur die Energie.» Nur Gianotti, der Bunker, die Farben und die Fragen in seinem Kopf. Bis ihn seine Frau jeweils wieder zurück in die Welt holt.

Meist sind es ästhetische Fragen, mit denen er sich auseinandersetzt. Aber nicht nur. Vor ein paar Jahren schrieb er etwa einen Leserbrief, in dem er Kantonsrat Pentti Aellig (SVP) für seine feindliche Haltung gegenüber Geflüchteten massregelte. Und auch in seinen Werken erkennt man oft eine politische Haltung, wenn man genau hinschaut. Seinen drei Installationen in der Kammgarn West gab er den Titel «Blumen für Odessa». Und das Bild «Gift» zeigt einen von Eisenoxiden und Sulfaten verschmutzten Flusslauf. Den dazugehörigen Zeitungsartikel mit dem Originalfoto hat er unsichtbar für den Betrachter auf der Rückseite zwischen Leinwand und Keilrahmen geklemmt.

Er mag es, Fragezeichen auszulösen. Ausrufezeichen sind ihm unangenehm. Sein Schaffen ist das Grübeln.

Und nun kann man ihm dabei zuschauen. Doch wer ihn beim Malen sehen will, muss mucksmäuschenstill sein. «Ich mache hier keine Show», sagt er.

Was ist eigentlich die Nacht?

An dem Morgen wenige Tage nach der Vernissage stehen im dritten Stock der Kammgarn West zwei riesige weisse Leinwände auf zwei Staffeleien, eine nach Osten und eine nach Westen gerichtet. Während dieses Monats will Gianotti hier ein Morgen- und ein Abendbild malen. «Ich möchte herausfinden, was die Nacht eigentlich ist. Ist sie eine innere Landschaft? Und was passiert, wenn man versucht, sie einzufangen? Was macht das mit dem Rhythmus? Freud hat ja gesagt, Schlafentzug sei die schlimmste Folter, weil man dann nichts verarbeiten kann.»

Es ist elf Uhr, um viertel nach hat Gianotti einen Termin. Er schaut kurz auf die Uhr, bleibt dann vor einem Bild stehen. Hier habe er mit einer kreisrunden Struktur in der Mitte begonnen, es dann aber wieder übermalt. «Ich bin nicht mehr aus diesem Kreis rausgekommen», sagt er. Dann erzählt er vom Film, der ihn zu diesem Bild inspiriert habe, dass es eigentlich eine Bilder-Trilogie sei.

Und bei diesem hier sei er noch nicht zufrieden mit dem Himmel, das Weiss müsste noch etwas glänzender sein. Vielleicht mehr Zink?

Jedenfalls werde er hier ein Tuch davorlegen, damit man sehe, dass er daran noch am arbeiten sei. Er fährt mit den Fingern über die Farbschicht, betrachtet sie aus verschiedenen Winkeln.

Die Uhr zeigt 11 Uhr 17. «Siehst du, jetzt ist es wieder passiert», sagt er und packt joggend seine Sachen zusammen.

